

PETER STEPHAN JUNGK



Wolfgang Petritsch

WAR IM KINO MIT:

nicht enttäuscht werden. Ich reagiere sofort skeptisch, wenn ich höre: jemand sei perfekt. Barack Obama fasziniert mich, ich hoffe nur, er ist kein Held. Doch zurück zum Film: vollkommen begeistert hat er mich nicht, er trägt nicht unbedingt einhalb Stunden, fast eine Enttäuschung im Vergleich zum genialen Pixar-Film 'Ratatouille'. Als 62-jähriger müsste ich mich mit Carl Fredericksen identifizieren können – ich bin ja bald im Pensionsalter. Also bin ich bereit, darüber nachzudenken: welch unerfüllter Kindheitstraum, welche Abenteuer könnten mir noch bevorstehen? Und nach kurzer Pause: „Wenn ich bedenke, dass mein erster Berufswunsch Werkzeugmacher in meiner Kärntner Heimat war!“ – „Gibt es also einen unerfüllten Jugendtraum?“ – „Dieses Davonfliegen in einem kontrollierten Bereich, das wäre schon enorm...“

Die attraktive Nora Petritsch betritt die Szene, begleitet von zwei kichernden Rabauken, Nikola und Kevin. Nora war von „Oben“ restlos begeistert: „Diese Effekte – umwerfend! Ich habe nie zuvor einen Film in 3-D gesehen. Kevin konnte vor Aufregung sein Popcorn nicht aufessen.“ Der Kleine sekundiert: „Le film m'a trop touché! Der Film hat mich enorm berührt.“

Zu ihrem Mann gewandt, bemerkt Nora: „Das ist doch genau dein Thema: lebe deine Träume!“ – „Wollen wir ‚off the record‘ weitersprechen“, schlage ich vor, „wie es bei politischen Interviews üblich ist?“ – „Nicht nötig!“ Wolfgang Petritsch lächelt verschmitzt. „Die Vorstellung“, sagt er, „den extremen, täglichen Arbeitsdruck eines Tages loszusein, ist schon Traum an sich. Nach Wien zurückzukehren und Zeit zum Lesen zu haben! Zeit zum Schreiben zu finden. Meine Freundschaften zu pflegen.“ – „Grandios – wie Carl seine alte Einrichtung als Ballast abwirft, sogar die beiden Lieblingsfauteuils“, schwärmt Nora, „damit sein Haus weiterfliegen kann. Eine fabelhafte Metapher! Eine Story mit Tiefgang. Wunderbar auch, wie der zunächst kaum bewegliche Greis im Verlauf der Handlung immer jünger, immer kräftiger wird, bis er sogar seinen Stock nicht mehr benötigt.“

Kevin stimmt mit Nora überein, Sohn Nikola nicht unbedingt: „Ich fand den Film viel zu traurig! Aber die sprechenden Hunde hab' ich gemocht.“ – „Eines merkt man deutlich“, stellt Wolfgang Petritsch fest, „Oben“ muss konzipiert worden sein, bevor die Immobilienblase in den USA geplatzt ist. Denn die von gesichtslosen Managern beaufsichtigten Megabauten, zu Beginn des Films, haben mit der Realität des Jahres 2009 gar nichts mehr zu tun. Der Traum vom grenzenlosen Bauen ist längst in sich zusammengebrochen.“

„Wie steht es um einen ganz anderen Traum“, frage ich abschließend, „jenem vom anhaltenden Frieden am Balkan – hat er sich aus Ihrer Sicht nach dem Abkommen von Dayton erfüllt?“ – „Die Abwesenheit von militärischer Auseinandersetzung gibt Anlass zu großem Optimismus“, entgegnet Petritsch. „Wenn es gelingt zu verhindern, dass Konflikte zu Kriegen eskalieren, hat man schon fast alles gewonnen. Seit 14 Jahren sind in Bosnien keine militärischen Opfer mehr zu beklagen. Ein Traum, der Wirklichkeit wurde.“

In seiner damaligen Funktion als EU-Sonderbeauftragter für den Kosovo wurde der österreichische Spitzendiplomat und Politiker Wolfgang Petritsch 1999 zum Hohen Repräsentanten für Bosnien und Herzegowina berufen. Er bekleidete das Amt bis 2002, überwachte im Namen der EU die Einhaltung des Friedensvertrags von Dayton / Ohio, der 1995 in Kraft getreten war. Anschließend ging Petritsch als österreichischer Botschafter zu den Vereinten Nationen nach Genf. Vor einem Jahr wurde er zum Leiter der ständigen Vertretung Österreichs bei der OECD in Paris berufen. Petritsch dazu überreden zu können, sich den neuen Pixar-Film „Oben“ mit mir anzusehen, erschien mir kaum vorstellbar – er war jedoch sofort einverstanden. Ob es mir recht sei, wenn sein zehnjähriger Sohn mit uns mitkomme?

In einer Art Parallelaktion besucht Nikola mit seinem besten Freund und seiner Mutter an den Champs Elysées eine Vorstellung in französischer Version, in 3-D, während Wolfgang Petritsch und ich auf der anderen Seite der Seine mit einer kleinen Leinwand und einer 2-D-Fassung im englischen Original vorliebnehmen. Anschließend treffen wir in einem Café in Saint Germain des Prés zusammen.

„Oben“, der zehnte Film aus den sensationellen Pixar-Studios, konfrontiert den Kinogänger mit einem überraschenden Helden: einem fast achtzigjährigen Grantler. Schon als Bub begeisterte sich der spätere Luftballonverkäufer Carl Fredericksen für den Abenteuerer Charles Muntz, der in Südamerika nach einem seltenen Riesenvogel jagte und die Welt mit seinem Zeppelin bereiste. Ellie, Carls Ehefrau, teilt die Leidenschaft ihres Mannes: die beiden träumen ihr Leben lang davon, den von Muntz entdeckten Ort Paradise Falls in Venezuela aufzusuchen, sich dort gar niederzulassen. Ein Traum, der nie in Erfüllung geht.

Als Ellie tot ist, Carls kleines Holzhäuschen von Wolkenkratzerneubauten bedroht wird und man ihn ins Altersheim abschieben will, verleiht er seinem Leben eine Wendung. Mittels Tausender heliumgefüllter Ballons lässt er sein Häuschen in die Lüfte steigen, nimmt Kurs Richtung Süden. Womit der Eigenbrötler allerdings nicht gerechnet hat: auf der schmalen Veranda fliegt ein achtjähriger nervensagender Pfadfinder, der alten Menschen helfen möchte und nicht rechtzeitig absprang.

„Im Grunde ist ‚Oben‘ auch ein Erwachsenenfilm“, stellt Wolfgang Petritsch fest, wir sind noch allein, im Café, „denn es geht ja darum, dass man sich am Ende des Lebens gewisse Träume noch nicht erfüllt hat. Träume sind so lange schön, so lange man sie nicht umsetzt. Dann aber gelangt man zu der Erkenntnis: dass man letzten Endes einen Partner gefunden hat, mit dem man glücklich war – ein eminenten Wunsch, der in Erfüllung gehen konnte.“

„Die Verwirklichung von Träumen degeneriert manchmal zu Alpträumen, das führt uns ‚Oben‘ sehr deutlich vor Augen“, stimme ich zu. „Und Idole können in Wirklichkeit auch schlechte Menschen sein. Denn Muntz entpuppt sich ja als arger Bösewicht.“ – „Für mich gibt es nach 1945 keine Helden, keine Vorbilder mehr“, entgegnet Petritsch, „insofern kann ich also gar

Es geht um Israel

Einige prophetische Überlegungen über den Zustand im heiligen Land und in der übrigen Welt in 15 Jahren – angestellt aus Anlass von Leon de Winters jüngstem Roman „Das Recht auf Rückkehr“

VON HENRYK M. BRODER

Leon de Winter ist ein wirklicher Schriftsteller, also einer, der zwei, drei, vier Jahre an einem Buch schreibt, es dann zwei, drei, viermal umschreibt, bevor er es in eine Welt entlässt, die sich für die Berichterstattung über die Abwrackprämie und die Bedrohung durch die Schweinegrippe wesentlich mehr interessiert als für ein Buch, in das er seine Liebe, seinen Hass, seine Verzweiflung, seine Hoffnung investiert hat.

Ein guter Schriftsteller muss ein Autist sein, es muss ihm egal sein, was die Leser von ihm erwarten, was die Kritiker über ihn denken und was seine Schwiegereltern von ihm halten. Er schreibt nicht, weil er es kann, er schreibt, weil er muss.

Leon de Winter ist so ein Triebtäter. Auf die Frage, warum er immer wieder über Juden schreibt, hat er mal geantwortet: „Wenn ich ein Pferd wäre, würde ich über Pferde schreiben. Weil ich ein Jude bin, schreibe ich über Juden.“ Und das ist eigentlich schon alles, was man über Leon de Winter wissen muss. Ein Triebtäter, ein jüdischer obendrein.

Dennoch will ich noch etwas zu Leon de Winters neuem Buch anmerken, weil ich überzeugt bin, dass dieses Buch mehr als ein Roman, ein Thriller und mehr als eine literarische Wettvorhersage ist. Es ist die Ankündigung eines Unheils, so wie „Die Dritte Walpurgisnacht“ von Karl Kraus eine düstere Prophezeiung war, die sich bald nach ihrer Niederschrift erfüllen sollte.

Leon de Winters Buch spielt in Israel im Jahre 2024, also in 15 Jahren. 15 Jahre sind eine lange Zeit, wenn Sie im Gefängnis sitzen und die Tage bis zu ihrer Entlassung zählen. 15 Jahre sind aber nur ein kurzes Zucken der Geschichte, wenn Sie bedenken, dass seit dem Fall der Mauer inzwischen 20 Jahre vergangen sind. Mir und sicher vielen von Ihnen kommt es vor, als sei es gestern gewesen. Der Titel des Romans – „Das Recht auf Rückkehr“ – ist gleich dreideutig.

Zum einen ist er eine Anspielung auf das im Juli 1950 von der Knesset verabschiedete Gesetz „Chok Hashvut“, das jedem Juden, egal wo er geboren wurde und wo er lebt, das Recht garantiert, jederzeit nach Israel einzuwandern und israelischer Bürger werden zu können. Zum anderen ist das das Recht auf Rückkehr gemeint, das diejenigen Palästinenser für sich reklamieren, die bei der Gründung Israels aus ihrer Heimat vertrieben wurden oder geflohen sind.

1948 waren es etwa 800 000 Flüchtlinge, heute sind es mehr als vier Millionen, weil auch die Kinder und Enkel der Entwurzelten von 1948 auf ihr Recht auf Rückkehr nicht verzichten wollen. „Solange Israel die Verantwortung als Verursacher der palästinensischen Flüchtlingssituation von sich weist und sich weigert, die Rechte der Flüchtlinge anzuerkennen, wird es im Nahen Osten keinen dauerhaften Frieden geben“, heißt es zum Beispiel auf der Homepage der Deutschen Muslim-Liga. „Das Recht auf Rückkehr“ sei eine „Voraussetzung für den Frieden“ im Nahen Osten. Die dritte Bedeutung, die der Formel „Recht auf



Leon de Winters neues Buch ist mehr als ein Roman. Es ist die Ankündigung eines Unheils. Sagt Henryk M. Broder

Rückkehr“ innewohnt, ist eine berechtigte Spekulation. Könnte es passieren, dass Juden, die aus Russland, Polen, Frankreich, Ungarn, Deutschland, aus Nord- und Südamerika, aus Marokko, Tunesien, Ägypten, Südafrika, aus dem Jemen und aus Äthiopien nach Israel gekommen sind, eines Tages ein „Recht auf Rückkehr“ für sich und ihre Kinder reklamieren werden, dass sie also in die Länder zurückgehen möchten, aus denen sie bzw. ihre Eltern eingewandert sind?

Die Überlegung ist nicht so absurd, wie sie sich anhört. Eine nicht genau bekannte, aber erhebliche Zahl der Israelis besitzt bereits einen zweiten Pass. Es sind nicht nur die Einwanderer aus den USA oder aus Frankreich, die ihre alten Pässe behalten haben, sondern Kinder polnischer, tschechischer oder ungarischer Juden, die ihr Verlangen nach einem zweiten Pass entweder mit Heimweh oder mit den Reiseformalitäten innerhalb der Europäischen Union begründen.

War früher die Option, nach Israel einzuwandern zu dürfen, eine Art Versicherungspolice, eine Platzkarte fürs Rettungsboot, so ist es heute die Möglichkeit, im Notfall Israel verlassen zu können.

Und genau darum geht es in Leon de Winters „Recht auf Rückkehr“. Er erzählt die Geschichte eines Vaters, der seinen entführten Sohn sucht. Und dabei erfahren wir, eher beiläufig, dass Israel im Jahre 2024 auf ein zweites Massada zusammenschrumpt ist, ein Gebiet, das kaum größer ist als die Stadt Tel Aviv und das von Hard-Core-Zionisten und religiösen Eifern bewohnt wird.

Alle, die es sich leisten konnten, haben das Land verlassen, dennoch herrscht kein Frieden in Palästina, ist der Nahost-Konflikt nicht gelöst. Er wäre es auch dann nicht, wenn Israel nur aus der Tel Aviv Strandpromenade und den Cafés an der Hayarkon Straße bestünde. Eine düstere Vision, werden Sie jetzt sagen, Produkt schriftstellerischer Fantasie. Nein, sagt Leon de Winter, eine Realität, mit der wir rechnen müssen. Er denkt das Undenkbare, stellvertretend für uns alle.

Dabei ist er mitnichten der erste, der inzwischen davon überzeugt ist, dass der so genannte Palästina-Konflikt nicht auf dem Verhandlungswege gelöst werden kann, weder durch territoriale Kompromisse noch durch eine Ein- oder Zwei-Staaten-Lösung. Vor Leon de Winter hat schon der libysche Revolutionsführer Gaddafi, der für seine originellen Auftritte und Einfälle bekannt ist, die aus Afrika stammenden Israelis aufgefordert, in ihre alten Heimatländer zurückzukehren. Später hat dann der iranische Präsident Ahmadinedschad die Europäer, allen voran die Deutschen und die Österreicher, aufgefordert, den Juden ein Stück Land abzutreten, auf dem sie ihren Staat errichten könnten, denn schließlich wären es die Europäer gewesen, die den Holocaust zu verantworten hätten und nicht die Palästinenser, die den Preis dafür zahlen müssten, was andere den Juden antan haben.

Diese Überlegung mag ein wenig zu kurz greifen, ist aber im Prinzip richtig. Wenn es

in der Geschichte gerecht zugehen würde, wäre der Judenstaat in Schleswig-Holstein, Mecklenburg-Vorpommern oder in Franken etabliert worden. Günter Grass hat mal gesagt, die deutsche Teilung wäre die Strafe für Auschwitz. Deswegen war er gegen die deutsche Einheit. Aber die richtige Strafe für Auschwitz – falls es so etwas überhaupt geben kann – wäre ein souveräner jüdischer Staat mitten in Germania, ein zionistischer Dorn im deutschen Fleisch. Diese Chance wurde zuerst nach 1945 und dann ein zweites Mal nach 1989 verpasst.

Nun gibt es einen jüdischen Staat in Palästina, und die Frage, ob er da überhaupt hingehört, wird immer öfter und immer lauter gestellt. Seit vielen Jahren erleben wir eine Verlagerung der Debatte: Es geht nicht mehr darum, ob Israel sich im Falle einer Friedensregelung auf die Grenzen von 1967 zurückziehen sollte, es geht darum, ob es nicht ein Fehler war, Israel in Palästina anzusiedeln und wie dieser Fehler rückgängig gemacht werden könnte.

Parallel zu dieser Debatte kommt es zu einer schleichenden, aber ebenfalls an Intensität zunehmenden öffentlichen Delegitimierung Israels – nicht durch die Hamas, die Hisbollah und den iranischen Präsidenten, sondern durch kluge, sensible und kritische europäische Intellektuelle, deren Äußerungen man auch als seismografische Ausschläge der öffentlichen Meinung verstehen kann. Zuletzt hat der schwedische Schriftsteller Henning Mankell Israel das Existenzrecht abgesprochen.

Er schrieb: „Israel wird es genauso ergehen wie Südafrika unter der Apartheidzeit. Die Frage ist nur, ob die Israelis Vernunft annehmen werden und freiwillig einer Abwicklung des Apartheidstaates zustimmen werden. Oder ob es zwangsweise geschehen wird. Die Frage lautet also nicht ob, sondern wann es gescheit. Und natürlich auch, auf welche Weise.“

Kurz bevor Mankell den Israelis empfahl, sich freiwillig vom Acker zu machen, um eine Zwangsäumung zu vermeiden, hatte sich sein norwegischer Kollege Jostein Gaarder, Autor von „Sofies Welt“, ganz ähnlich und noch klarer geäußert:

„Es gibt keine Umkehr. Es ist an der Zeit, eine neue Lektion zu lernen: Wir erkennen den Staat Israel nicht länger an. Wir müssen uns nun an den Gedanken gewöhnen: der Staat Israel in seiner jetzigen Form ist Geschichte. Wir glauben nicht an die Idee eines von Gott auserwählten Volkes. Wir lachen über die Hirngespinnste dieses Volkes und weinen über seine Untaten. Als Gottes auserwähltes Volk zu handeln ist nicht nur dumm und arrogant, sondern ein Verbrechen gegen die Menschlichkeit. Wir nennen es Rassismus.“

Es gibt weder von Mankell noch von Gaarder eine ähnliche Stellungnahme, in der sie das Existenzrecht eines Staates für verwirkt erklären, mit dessen Politik sie nicht einverstanden sind. Weder zu Iran, noch zu Sudan, nicht zum Kongo, nicht zu Weißrussland. Israel allein genießt das Privileg, sie so in Rage zu bringen, dass sie dem Land die Anerkennung entziehen.

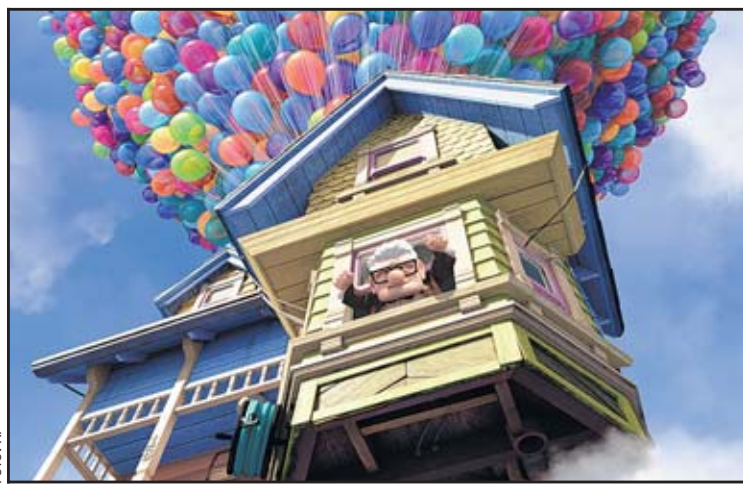
Die meisten Juden weigern sich, die Zeichen an der Wand zu sehen. So wie sich 1933 geweigert haben, die Wirklichkeit zur Kenntnis zu nehmen und vieles als Rhetorik und Schaumstrategie abbuchten. Aber: Jeder Dammbrech fängt mit feinen Haarrissen an, und die Haarrisse werden immer mehr. Vor genau zwei Monaten hat Bundespräsident Köhler eine ehemalige israelische Rechtsanwältin, die seit 20 Jahren in Tübingen lebt, mit dem Bundesverdienstkreuz erster Klasse ausgezeichnet – als Anerkennung für ihren Einsatz „für Frieden und Gerechtigkeit sowie für die Wahrung der Menschenrechte“.

Aber das Einzige, wofür sich die ehemalige israelische Anwältin von Tübingen aus einsetzt, ist die Delegitimierung und Dämonisierung Israels. Sie hat sich im progressiven antisemitisch-antizionistischen Milieu der Bundesrepublik dadurch einen Namen gemacht, dass sie Israel immer wieder vorwirft, sich im Umgang mit den Palästinensern der gleichen Methoden zu bedienen, die von den Nazis gegenüber den Juden praktiziert wurden. Das ist es, was das von Schuldgefühlen geplagte deutsche Kollektiv-Gewissen hören will, um sich den Juden gegenüber weniger schuldig fühlen zu müssen. Die Frage ist nur, warum der Bundespräsident eine solche therapeutische Hilfeleistung mit einem Bundesverdienstkreuz honorieren musste. Inzwischen allerdings hat der Bundespräsident seine Entscheidung bedauert und den Wunsch geäußert, „die Verwerfungen ließen sich ungeschehen machen“, was freilich nicht geht, denn: „Dafür fehlt die Grundlage.“

Es gibt also eine Grundlage, eine antisemitische Antizionistin bzw. antizionistische Antisemitin mit einem Bundesverdienstkreuz zu ehren, es gibt keine Grundlage, die Ehrung zu widerrufen. Glauben Sie nicht, dass solche Entscheidungen folgenlos bleiben oder verstanden wie Schweisepferle in der Sonne. Erst letzte Woche wurde eine Studentin von einem Amtsrichter in Bochum zu 300 Euro Geldstrafe verurteilt, weil sie „provokiert“, eine „gefährliche Situation“ verursacht und gegen das Versammlungsgesetz verstoßen haben soll – indem sie auf einer Anti-Israel-Demo eine israelische Flagge entrollt und Flugblätter verteilt hatte, auf denen zur Solidarität mit Israel aufgerufen wurde. Die Teilnehmer der Demo, die ihrerseits Parolen wie „Kindermörder Israel“ und „Stoppt den Holocaust in Gaza“ riefen, wurden weder von der Polizei noch der Justiz belangt.

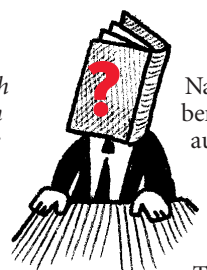
Wir machen jetzt einen Sprung in das Jahr 2024. Über dem Buckingham Palace in London weht die grüne Fahne des Propheten, in Deutschland hat sich Oskar Lafontaine soeben zum Kanzler auf Lebenszeit wählen lassen, Holland wird von einer Koalition aus Christdemokraten und liberalen Islamisten regiert, und in Tel Aviv sucht ein Vater nach seinem verschwundenen Sohn.

Leon de Winter:
Das Recht auf Rückkehr.
Aus d. Niederländ. v. Hanni Ehlers.
Diogenes, Zürich, 549 S., 22,90 €.



Lebe deinen Traum: Im neuen Pixar-Film „Oben“ fliegt der alte Grantler Carl Fredericksen samt Haus und einem blinden Passagier allem davon

LITERARISCHES RÄTSEL DER WOCHE



In dieser Woche bleiben wir ziemlich lang allein. Lösungsvorschläge gehen wie immer an literaturwelt@welt.de oder die Redaktionsadresse.

Viele Jahre später sollte der XY Z sich vor dem Erschießungskommando an jenen fernen Nachmittage erinnern, an dem sein Vater ihn mitnahm, um das Eis kennen zu lernen. A war damals ein Dorf von zwanzig Häusern aus Lehm und Bambus am Ufer eines Flusses mit kristallklarem Wasser, das dahineilte durch ein Bett aus geschliffenen Steinen, weiß und riesig wie prähistorische Eier. Die Welt war noch so jung, dass viele Dinge des

Namens entbehrten, und um sie zu benennen, musste man mit dem Finger auf sie deuten. Alljährlich im Monat März schlug eine Familie zerlumpter Zigeuner ihr Zelt in der Nähe des Dorfes auf und gab mit einem gewaltigen Getöse aus Pfeifen und Trommeln die neuesten Erfindungen bekannt. Als erstes zeigten sie den Magneten. Ein massiger Zigeuner mit wildem Bart und Spatzenfingern, der sich als Melchisedech einführte, stellte öffentlich das zur Schau, was er das achte Wunder der alchimistischen Weisen Mazedoniens nannte.

Zwei Metallbarren hinter sich herschleifend, zog er von Haus zu Haus, und alle erschrecken, als sie sahen, wie Kessel, Becken, Zangen und eiserne Tragöfen von ihren Plätzen fielen, wie die Hölzer unter dem verzweifelten Versuch der Nägel und Schrauben, sich ihnen zu entwinden, ächzten, wie sogar lang vermisste Gegenstände gerade da auftauchten, wo man sie am heftigsten gesucht hatte, und in lärmender Flucht hinter Melchisedechs Zaubereisen herschleiften.

In der vergangenen Woche suchten wir Javier Marias' Roman „Mein Herz so weiß“. Gewinnerin ist Christel Menke aus Dortmund. Wir danken für die rege Beteiligung.

DIE LITERARISCHE WELT

Eine Beilage der WELT

Herausgeberin: Dr. Rachel Salamander

Verantwortlich: Elmar Krekeler

Redaktion: Dr. Tilman Krause,

Dr. Jacques Schuster

Gestaltung: Katja Wischniewski

10888 Berlin, Axel-Springer-Straße 65,

Fax: 030/25 917 29 39,

e-mail: literaturwelt@welt.de